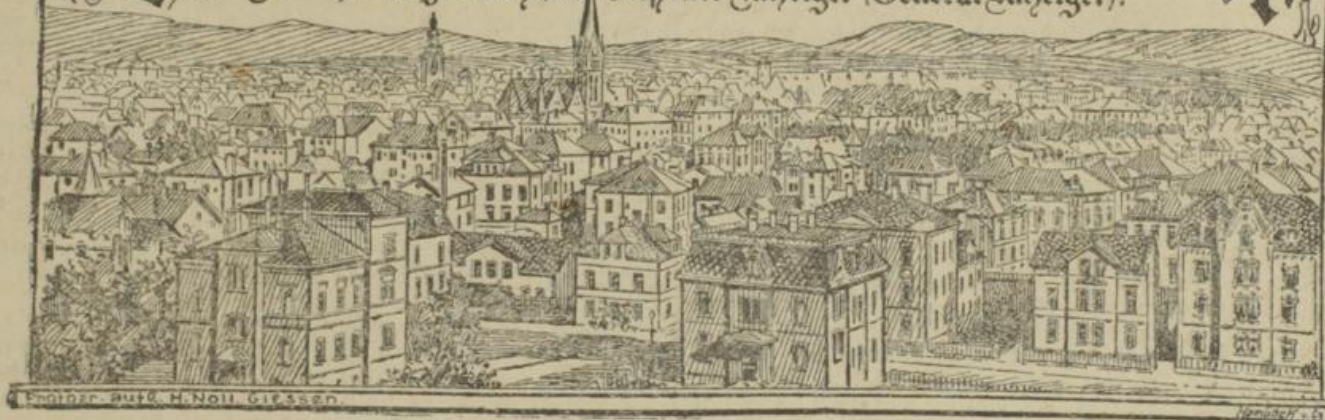


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



An den Ufern der Drina.

Roman aus der Zeit der Annexion von Ernst Klein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Er steckte seine Krippe auf die Säbelspitze und hob sie langsam und vorsichtig über den Busch empor. In derselben Sekunde knallten drüben die Gewehre, und die Geschosse zischten über die beiden Offiziere hinweg.

„Das ist ja erheiternd“, brummte Franz in seiner trockenen Art.

„Meine Leute müssen ja jede Minute da sein“, sagte Desider, vorsichtig über die Böschung spähend. „Dann sind wir die Kerle drüben los.“

Er hatte die Worte noch nicht ausgesprochen, da fiel ein Schuß auf ihrer Seite, ein zweiter und dritter... ein Schrei gellte über das Eis herüber.

„Da sind sie“, rief Desider, „jetzt hinauf!“

Mit einem Satz schnellten sie sich nach oben. Keine fünfzig Schritte von ihnen entfernt, lagen etwa zehn bis zwölf Gestalten im Schnee; der eine und der andere Schuß blühte noch aus ihrer Reihe auf. Aber die drüben dachten an keinen Widerstand mehr. Deutlich sah man, wie sich zwei Kerle davonzuschleichen suchten, indem sie ihren verwundeten Kameraden mitschleppten.

„Laßt sie laufen“, jagte Desider. „Sie werden an dem Denksattel genug haben. Sagt mir lieber, wie ihr so rechtzeitig daherkommt?“

Die Leute erhoben sich, klopfen sich den Schnee von den Blusen und lachten ihren Vorgesetzten freudig an, glücklich darüber, daß sie ihn hatten befreien können.

„Herr Oberleutnant, i meld' g'harfamst“, berichtete der Führer, dem man trotz seiner Verwundung auf zehn Schritte weit den Wiener ansah. „Wie ma so a halbe Stund' aus dem Nest, dem Vitkovici, draußt san, hör'n ma von derer Gegend her schiaß'n. Aldann mir Laufschrift und g'reunt. Wichtig, seg'n ma 'n Herrn Oberleutnant mit Herrn Oberleutnant von Lohnsperg hinter dem Busch dada hoch'n. Und der Herr Oberleutnant von Lohnsperg hebt g'rad 'n Sab'l mit der Kapp'n in d' Höh'. Na, uns kann das net golt'n haben. Also mauch da drüb'n was los sein. Und affkurat schiaß'n die drüb'n. Na, Herr Oberleutnant, das war was für uns! Endlich anal hab'n ma s' vor die G'wehre! Tiefste Aufschstellung, langsam feuern — na, und jeh'tn is so a Kerl weniger.“

„Das war brav gemacht, Leute“, sagte Desider, und er sowie Franz reichten jedem der Burschen die Hand.

Abenteuerlich genug sahen sie aus, diese gefährdeten Strafuni. Bunt zusammengewürfelt wie eine Horde zusammengelaufener Soldaten. Zwei Bosnier waren dabei mit ihren roten Fes, drei Steirer Jäger; deutsche, ungarische,

kroatische, wallachische Regimenter, alles war in der kleinen Schar vertreten.

Aber es waren lauter ausgefuchte Jungen. Nicht jeder, der sich zu den Strafuni meldete, wurde genommen. Da konnte man nur Leute brauchen, die Kopf und Herz am rechten Fleck hatten und die was aushalten konnten. Der Dienst der bosnischen Streifkorps war schwer und erforderte Leute, die einen Puff vertrugen. Tag und Nacht mußten sie unterwegs sein, mußten die Augen an der Grenze haben und wieder jeden Winkel des ihnen zugewiesenen Reviers durchforschen. Wie oft jagte sie ein falscher Alarm in der Nacht, nachdem sie den ganzen Tag über auf den Beinen gewesen waren, in den Schneesturm hinaus. Irgendwo hatte irgendwer irgend was gesehen. Also hin! Ost über vereiste Gebirgspfade, neben denen tüchtige Abgründe lauerten, oft bei einer Kälte, die unwiderstehlich durch Jacke und Wollhemd drang und das Blut in den Adern stocken machte. Dann nach vergeblichem Umherirren im frühen Morgen grauen heim, rasch den heißen Kaffee hinunterstürzen und wieder hinaus auf den täglich vorgeschriebenen Patronillengang. Und nie müde, nie marode, immer guter Dinge, immer die Faust am Abzug, nur von dem einen Wunsch beseelt, endlich einmal ran zu dh' an den Feind.

Das waren die bosnischen Strafuni, diese Kriegshunde Oesterreichs, die treu und unermüdblich an den ungarischen Reichsgrenzen die Wache hielten. Ihnen ist es zu danken, daß es in Bosnien selbst ruhig blieb, während rings die Flammen des Hasses gegen Oesterreich loderten — nicht einen Feind ließen sie auf den Boden, der ihnen anvertraut war. Ihrem stillen Heldentum wird kein Dichter entstehen; wir aber wissen, daß eine Armee, die solche Soldaten hervorbringt, ihren Mann stellt.

Auf eine Parade hätte Desider mit seinen Leuten nicht kommen können, nicht auf die bescheidenste Magazinwache. Wer sie von weitem herankommen sah, schlug lieber einen großen Bogen um diese fragwürdigen Gestalten. Ihre dicken Stoßblusen waren geflickt, und darunter guckten Wollhemden oder Tricot's in allen möglichen Farben hervor. Die wenigsten trugen Stiefel, die meisten die landesüblichen Opanken, die Bundschuhe, unter denen sie die Füße bis zu den Knien mit warmen Filzlappen umwickelt hatten. Mancher war mit einem wilden Bart geziert, denn das Rasieren war ein Luxus, den man sich nur selten gönnen konnte.

Lachend, pfeisend und singend schritten sie hinter den Offizieren her, die sich von dem Zugführer Bericht erkatten ließen.

„Mir san noch über Vitkovici hinaus, Herr Oberleutnant!“ meldete er. „Weil nämlich in dem Nest a Bauer g'sagt hat, er hätt' auf der Straß'n drei Kerl'n g'seh'n, die Patronengürtel und G'wehre g'habt hab'n. Na, wir san noch a Stund' auf Sopotnil zu marschieren, ein Teil auf der Straß, der Korporal Babru mit fünf Mann oben im Wald, mir hab'n aber nix g'seh'n.“

„Wir müssen einmal den ganzen Bezirk abstreifen lassen!“ sagte Desider. „Was meinst du, Franz?“

„Ja, bin auch dafür“, antwortete dieser. „Wir teilen den ganzen Rayon auf, jede Patrouille erhält ihr Stück zugewiesen. Ich übernehme die Straßen.“

„Gut, wir werden das alles noch abmachen, bevor Toma und Herlinger ausmarschieren.“

Eine Stunde später versammelten sich sämtliche Chargen und Patrouillenkommandanten bei den Offizieren. Auch Esghi Hassan, der alte Gendarmeriewachtmeister, der den aus fünf Leuten bestehenden Gendarmerieposten im Orte unter sich hatte, nahm an der Beratung teil. Er war ein Muselman und hatte noch vor 1878 als Japtie den Türken gedient, war klug und verlässlich und kannte vor allem das Land wie das Innere seines ehrwürdigen, verwitterten Fes.

Es wurde beschlossen, daß die Dragoner die Straßen nach Vitkovic, Zetkovic und nach Srebrenica abreiten sollten. Besonders die letztere war genau zu beobachten, denn sie führte ins Innere des Landes, und es war anzunehmen, daß, wenn serbische Komidatschi sich über die Drina ins Gebirge geschlichen hätten, sie noch vor Srebrenica die bequemere Straße zu gewinnen suchen würden. Franz selbst wollte mit der Patrouille reiten, die hier ihren Weg nehmen würde.

Desider übernahm den Bezirk im Norden der Straße nach Srebrenica, Esghi Hassan den im Süden. Auf jeder Seite wurden drei bis vier Patrouillen bestimmt, denen auf der Generalkarte ganz genau Route und Ziel festgelegt wurden. Gegen sieben Uhr morgens sollten alle wieder einrücken.

Die Leute waren in gehobener Stimmung. Die zu erwartenden Strapazen schreckten sie nicht, im Gegenteil: das kurze Intermezzo vom Nachmittag hatte in allen die Hoffnung rege gemacht, daß sie endlich etwas Ernsteres zu tun bekommen würden. Zugführer Toma und Korporal Herlinger zogen sogar schiefe Gesichter, daß sie am Nachmittag schon fort mußten und dafür in der Nacht zu Hause blieben.

Punkt acht Uhr abends standen die Patrouillen zum Abmarsch bereit. Auf allen Gesichtern lag freudige Spannung, leise flüsternd unterhielten sich die Leute über die Aussichten eines eventuellen Kampfes. Jeder hatte die Feldflasche voll heißen schwarzen Kaffee, reichlich gespritzt mit starkem Schnaps, und im Brotbeutel, wohl verpackt, Pfeife und Tabak und damit alles, was ein rechter Strafuni zu schwerem Marsch braucht. Die Dragoner standen neben ihren Pferden, die leise schnaubten und ungeduldig mit den Füßen scharren.

In weitem Bogen hatten sich die Dorfbewohner gesammelt und blickten mit großen Augen auf das ungewohnte militärische Schauspiel. Heller Mondschein flutete über das Dorf und zeichnete lange, schwarze Schatten in den Schnee der Straße, auf die trotzig und düster der Bergwald herabstarrte.

Nun traten die Offiziere und Esghi Hassan heraus. Durch die Reihen der Leute lief ein fast hörbarer Ruck. Die Patrouillenkommandanten traten vor und meldeten sich. Die Berittenen schwangen sich in den Sattel. Ein letztes Wort an die Zurückbleibenden, dann setzten sich, fast wie auf ein Kommando, alle Abteilungen in Bewegung.

Der Gendarmeriewachtmeister zog mit seinen Leuten gleich südwärts, während Franz und Desider eine Weile noch beisammen blieben. Erst am Kreuzweg trennten sie sich. Franz ritt geradeaus weiter, auf Srebrenica zu, Desider bog ins Gebirge ab.

Voran die zwei Mann der Spitze mit aufgepflanzttem Bajonett, die andern so weit als möglich auseinander gezogen, so tauchte die Patrouille in den finsternen, schweigenden Wald unter. Schwer und mühselig war der Aufstieg, oft nur auf ausgetretenen Waldpfaden möglich. Trotz der hellen Mondnacht war es stockfinster unter den dicht stehenden, alten Bäumen. So kamen sie nur langsam vorwärts, Schritt um Schritt, und sich von Zeit zu Zeit anrufend, damit kein Glied der Kette etwa abirrte. Sonst wurde kein Wort gesprochen, und nichts war hörbar, als das Keuchen der Leute, die sich unverdrossen in die Höhe arbeiteten.

So gingen drei Stunden hin. Sie waren schon nahe dem Saumpfad, der über die Berge von Racovac auf die Straße nach Sobotnik führte. Von hier aus sollte dann der wilde Stoß des Buljin abgestreift werden.

„Kinder“, sagte Desider aufmunternd zu seinen Leuten, „nur noch ein kurzes Stückel. Dann ruhen wir uns eine Stunde lang aus.“

Im selben Moment blitzte ein Feuerstrahl vorn bei der Spitze auf, und wie ein Donnererschlag rollte der Schuß durch den schlafenden Hochwald. Und noch ein Schuß, dann ein dritter.

Wie elektrifiziert stürmten die Leute vorwärts, Desider allen voran. Die beiden Soldaten der Spitze knieten jeden hinter einem Baume.

„Dort, Herr Oberleutnant, dort“, flüsterte der eine mit vor Aufregung zitternder Stimme und wies in das Dunkel hinein.

Mit dem Nachtglas spähte Desider hin. War es Täuschung seiner erregten Sinne, oder war es Wirklichkeit? Dort bewegten sich menschliche Gestalten.

Endlich, endlich!

Das Fieber des ersten Kampfes fuhr in die Bursten. Dazu das Duster-Unheimliche des nächtlichen Waldes, die Ungewißheit, wen sie vor sich hatten — ihre starken Häuste schlossen sich krampfhaft um den Kolben des Gewehres. Sie waren kaum zu halten.

Desider behielt seinen klaren Kopf. Es konnte eine der von ihm selbst ausgesandten Patrouillen sein, die den rechten Weg verfehlt hatte, und nur den ihren kreuzte.

„Nicht schießen“, befahl er, „es kann auch eine Patrouille von uns sein. Zugführer Nagy, suchen Sie sich mit vier, fünf Leuten von hinten an die Kerle dort anzuschleichen. Dort, — ja — ja — aber nicht schießen, bis Sie sicher sind, wer es ist.“

Eine halbe Stunde verging, bis der Zugführer seinen Auftrag ausgeführt hatte. Derweilen lagen die Zurückgebliebenen mit zusammengebißnen Zähnen regungslos hinter den Bäumen und ließen die brennenden Augen nicht von den dunklen Schatten, die sich dort vorne gerührt hatten. Nicht laut zu atmen wagten sie.

Und dann krachte es plötzlich vorne, wild und schnell hintereinander; Nagy war an den Gegner geraten. Nun gab's kein Halten mehr. Auf sprangen sie und rannten vorwärts. Da fiel einer über eine Wurzel, dort lief einer direkt in einen Baum — ein derber Fluch half über das Malheur hinweg. Nur vorwärts, vorwärts!

Das Schießen zog sich immer mehr den Berg hinunter. „Die Hundling lauf'n davon“, rief einer von den Steirern, „Sakra sig no' amal, wiederum ham ma's Nachseh'n.“

Da erreichten sie endlich, keuchend, atemlos, den Zugführer.

„Dort unten, Herr Oberleutnant“, sagte er, „dort rennen sie! Drei Kerls sind's.“

Nun ging die wilde Jagd los, schnurgerade hinunter ins Tal. Desider durchschaute die Absicht der Serben. Sie wollten die Straße von Srebrenica gewinnen. Wenn er sie dort hinunterjagte, mußten sie ja Franz und seinen Dragonern in die Hände laufen. Sie konnten ihm also nicht entgehen.

Von Zeit zu Zeit blieb einer von ihnen stehen, riß das Gewehr an die Schulter und schoß. Und wenn dann die Kugel harmlos über ihre Köpfe fuhr oder in einen Baum schlug, erhoben die Strafuni ein großes Hohngeschrei und riefen einander mehr oder minder schlechte Wiße zu. Diese halsbrecherische Jagd auf Tod und Leben war ihnen augenscheinlich eine prächtige Unterhaltung.

Da lichtetete sich der Wald. Die Straße wurde sichtbar. Noch einige wenige Sprünge, und die Flüchtlinge hatten die Straße erreicht. Wenn die Dragoner an dieser Stelle schon vorüber waren, dann entwischten sie. Desider stieß einen Fluch aus und schrie seine Leute an.

„Derf ma' schiaß'n jeh'n, Herr Oberleutnant?“ fragte der Eder Toni, der dabei in Steiermark das lobfame Gewerbe eines Forstgehilfen ausübte.

„Ja, aber treffen Sie“, rief Desider im Weiterlaufen. „Wir müssen wenigstens einen haben.“

Da kniete der Toni Eder nieder und zielte langsam und bedächtig. Aber der Gedanke zuckte ihm auf einmal durch den Kopf, daß es zum erstenmal war, daß er auf einen Menschen schoß. . . Unwillkürlich ließ er das Gewehr sinken.

„s is halt der Krieg“, flüsterte er vor sich hin.

Er setzte noch einmal an. Nahm ganz genau das Korn ins Grinzel und drückte ab. Mit starrem Auge schaute er dann nach vorn. Die drei da unten liefen noch weiter. . . aber da. . . da, der Eder Toni schlug ein Kreuz. . . da warf der eine, der, auf den er gezielt hatte, die Arme in die Luft und rollte kopfsüber den Abhang hinunter. Rollte an den Kameraden vorbei und schlug hart auf an dem Weitenstein

Deutschland und der Welt-Pelzmarkt.

Unter diesem Titel bringt die russische Zeitung „Njetsch“ einen Aufsatz, dessen Inhalt auch für uns von besonderem Interesse ist.

In der Kommission der Reichsduma für wirtschaftliche Angelegenheiten ist von W. S. Wostrotin und anderen Vertretern Sibiriens die Frage aufgeworfen worden, wie die Verlegung des Pelzmarktes von Leipzig nach Moskau oder nach einer anderen russischen Handelszentrale durchführbar sei. Die Anregung hierzu ging von dem sibirischen Führer des Pelzhandels, A. S. Gromowoi, aus. In Sibirien sowohl wie in Amerika und in West-Europa habe ich die Pelzindustrie studiert und möchte daher sagen, was uns fehlt, um den Pelzmarkt von Leipzig nach Rußland zu verlegen.

Leipzig ist aus drei Gründen der Mittelpunkt des Pelzhandels mit einem Umsatz von über 50 Millionen Mark geworden. Zunächst sind nirgends, als in Deutschland die Kreditverhältnisse zu solch einer umfassenden Entwicklung gelangt. Nirgends erreichte ferner die Pelzbearbeitung eine derartige Vollendung, wie sie Leipzig oder Hamburg aufzuweisen vermag. Die deutschen Märkte haben es soeben verstanden, Roben für gewisse Pelzarten einzuführen und dadurch künstlich eine Preissteigerung für Pelzwert niedrigeren Wertes zu erzeugen.

Die Großfirmen in Leipzig machen ihre Einkäufe auf den Märkten in Irbit und Njshony-Nongorob. In Leipzig wird die Ware verarbeitet und gefärbt, und so gelangt sie in veränderter Form, zum doppelten Preise und mit hohem Zoll belastet wieder nach Rußland. Leipzig verdient sowohl an der Verarbeitung, als an dem Zwischenhandel des Pelzes. Um diesen Zwischenhandel auszuscheiden, müßte unsere Fertigkeit in der Bearbeitung und im Färben des Pelzes hinter der deutschen nicht zurückstehen. Wir werden jedoch von der Konkurrenz nur in der Bearbeitung einer Pelzart — des Fells — nicht erreicht, ebenso wie die Engländer in der Bearbeitung des Robbentells. Alle andern Pelzarten erfahren in Deutschland die beste Behandlung. Viele Mittel hierzu sind ein Geheimnis der Meister. Für einige Stadien der Bearbeitung sind Maschinen erforderlich. Das Bestreichen des Fells mit einem säuerlichen Gerbstoff, durch den die Weichheit des Pelzes vermindert wird, ist bei den deutschen Kürschnern nicht üblich. Mit Hilfe von Maschinen entfernen sie die Fett- und Schmutzstelle von dem Fell, und seine weitere Reinigung erfolgt durch Dampf, während das Ausklopfen mit dem Stock, wie es bei uns geschieht, abgelehnt wird. Durch die sorgfältige Säuberung mit Maschinen wird das feine seidenartige Pelzhaar erzielt.

Noch mehr Geschicklichkeit erkaufen die Deutschen im Färben des Pelzes! Durch die chemische Zusammensetzung der Färbemittel, die ebenfalls in der Hauptsache ein Geheimnis bilden, ist dafür gesorgt, daß die Haare weder an Feinheit, noch an Weichheit etwas einbüßen. Das ist die Ursache, warum unsere Pelzhändler nach Leipzig reisen, um unsere eigenen Pelze in verbesserter Form dort anzukaufen. Auch in New York ist mir gesagt worden, daß die amerikanischen Pelzhändler erfolglos Versuche gemacht hätten, mit der deutschen Bearbeitung und Färbung des Pelzes zu konkurrieren.

Noch erstaunlicher ist es, daß unsere Pelzhändler in Leipzig auch unbearbeiteten sibirischen Pelz kaufen, anstatt es in Moskau, Njshony oder Irbit zu tun. Das ist eine Folge des bei uns teuren und wenig entwickelten Kredits. Durch Vertrauen und Kreditzugänglichkeit ziehen die Deutschen auch die russischen Käufer heran, die für etwa 20 000 Rubel einen Abschluß von 200 000 bis 300 000 Rubel in Leipzig machen können. Der russische Kaufmann zahlt 10 Prozent für die Vermittlung und 10 Prozent für den Kredit, den er aber in weitem Umfange genießt. Die deutschen Firmen rechnen davon 6 Prozent für das Risiko. Freilich ist ein Risiko dabei stets vorhanden, aber es wird meistens wett gemacht durch die Höhe des Umsatzes.

Auf den Leipziger Markt kommt auch Pelzwerk aus Britannien und den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Nach der Verarbeitung in Deutschland werden die Pelze in Europa und auch in Amerika verbreitet. Zwischen dem Leipziger und Londoner Markt bestehen große Unterschiede. Der Engländer will ganz sicher gehen und seinen Verdienst ohne Risiko einheimen. Für die großen Pelzauctionen in London wird die Ware in Amerika, Kanada, Australien und anderen Ländern angekauft. Die Agenten der großen englischen Firmen geben zwar auch einen gewissen Kredit, aber nur gegen Unterpfand und im Umfange von 75 Prozent des Güterwertes. Auf den Auktionen wird im allgemeinen per Kassa gehandelt. Und wenn ein Kredit für gewisse Prozente gewährt wird, so heißt die Ware doch für ihre völlige Auslösung vom Lager. Die Auswahl erfolgt dabei sorgfältiger. Auch die auf der Londoner Auktion erstandenen amerikanischen, kanadischen und australischen Felle gehen nach Leipzig, um dort verarbeitet zu werden. So ist Deutschland, ohne selbst Pelze im eigenen Lande oder in seinen Kolonien zu haben, dennoch zum Weltmarkt für Pelz geworden!

Dermisches.

* Die Riviera in Kriegszeiten. Die tiefe Stille und friedevolle Ruhe, die jetzt an der Riviera herrscht, bereitet ihren Bewohnern durchaus nicht die ungeteilte Freude, die man

unten, zog sich mühsam dran empor, brach aber zusammen, riß sich noch einmal in die Höhe und blieb dann liegen.

Die beiden andern rannten ohne Aufenthalt weiter. Die Strafuni aber jubelten, als sie des Steirers Meister-schuß sahen, und während zwei, drei bei dem Erschossenen blieben, setzten die anderen die Verfolgung fort.

Die aber nahm nun ein jähes Ende. Denn als die Flüchtlinge, die schon nicht mehr recht weiter konnten, in die Diegung lenkten, sahen sie die österreichischen Dragoner auf sich heranragen. Im selben Augenblick waren sie gepackt und gefesselt. Mit finsternen, verbissenen Gesichtern liefen sie neben den Pferden her.

Franz und Desider wechselten ein paar rasche Worte der Aufklärung. Dann begaben sie sich zu der Stelle, an der der Tote lag. Scheu blickten sie alle auf den armen Teufel, der nun bleich und starr dalag, in dem hageren Gesicht noch die Wit und die Angst, mit der er um sein Leben gelaufen war.

Es war der erste Tote, den sie alle sahen, der erste Tote, nach dem der Gott des Krieges gegriffen. Unwillkürlich schlich dem einen und dem anderen das eisige Gefühl den Rücken herauf: Wer weiß, wie lang noch, und du liegst auch so starr da.

Dann hoben sie eine tiefe Grube aus und legten den Toten hinein. Sein Gewehr gaben sie ihm. Und als sie das Grab zugeschaufelt hatten, zogen sie, ohne Befehl, einer nach dem anderen die Kappe herunter, und die Lippen der jungen Burschen schickten ein heißes Gebet empor. Hatte doch jeder seine Heimat und da etwas Liebes, das er nicht verlieren wollte.

Der Eder Toni stand mit finsternem Gesicht abseits. Als Franz ihm wegen seines Schusses beloben wollte, wehrte er rauh ab. „Lass'n S' 's, Herr Oberleutnant, 's is mir schwer gnuä g'word'n.“ Und dann schnitt er mit dem Taschenmesser zwei starke Zweige ab und band sie zu einem Kreuz zusammen.

„Stedt's ihm eini,“ bat er einen der Kameraden, „i... i... kann net in d' Näh geh'n!“

Mit verwunderten Augen schauten die Serben auf die „verfluchten Schwabas“, die ihre Feinde selbst begruben, und nicht wie sie selbst es in Mazedonien seligen Gedenkens gelbt, den Toten Nasen und Ohren abschneiden.

Stumm und gedrückt wurde der Heimweg angetreten. Aber Soldaten dürfen nicht lange traurig sein. Es dauerte denn auch nicht lang, und der eine oder der andere fing zu singen an. Die Wiener ließen eins ihrer Lieber los, und die andern, die es nicht verstanden, summteten die Melodie mit.

So kamen sie nach Macovac zurück. Und bald darauf rückte auch eine Patrouille nach der anderen ein. Keine hatte was zu melden, und voll Neid blickten sie auf die Glücklichen, die so interessante Erlebnisse gehabt hatten.

Während die Leute dann in ihre Quartiere zurückkehrten, machten sich Desider, Franz und Eghji Hassan daran, die Gefangenen auszufragen. Der eine von ihnen, ein älterer Mensch, mit hartem, verwittertem Gesicht, spudete, als ihm die erste Frage gestellt wurde, ingrimmig aus. Das war seine Antwort.

Der andere war ein junger Bursch von kaum achtzehn Jahren, der seine Angst kaum verbergen konnte. Den nahm sich Eghji Hassan vor und verschwand mit ihm in ein anderes Zimmer. Wie er mit ihm verhandelte, konnte man nie erfahren. Fest steht nur, daß der Junge, als er mit ihm zurückkam, sich bereit erklärte, zu gestehen, was er wußte.

Er und seine Kameraden waren die drei Männer gewesen, die der Bauer aus Wittkovic gesehen und denen Zugführer Huber und Korporal Babru vergebens nachgespürt hatten. Sie waren von Slubovigja weggeschickt worden, über das Gebirge sich nach Srebrenica zu schleichen. Dort sollten sie einem Manne etwas melden. Was aber und wem, das wußte er nicht, denn das war nur seinen Gefährten gesagt worden.

Wieviel Mann drüben seien, wurde er gefragt. Ungefähr sechzig bis achtzig. Und zwei Frauen seien auch dabei. Die eine ein junges Mädchen, ungefähr so alt wie er selbst, die andere stolz und schön, eine vornehme, hochmütige Dame. Kein Mensch wisse, was die bei der Bande wollte.

Franz und Desider sahen einander an. Während aber über Desiders Gesicht ein leises Lächeln des Glücks zog, preßte der andere die Zähne zusammen und sagte:

„Jetzt gilt's, die vornehme Dame ist niemand anderes als die Grefow, die hier über die Grenze will.“

„Sie soll nur kommen,“ antwortete Desider. Und lächelte noch immer.

(Fortsetzung folgt.)

Einjames Stricken.

Ich stricke und stricke und denke zurick
 In meinen Buben und sein Geschick.
 Einst ging es besser — und Bubi klein
 Lulste dabei in den Schlaf ich ein.
 Der Bub' ward größer — heut' ist er nicht mehr,
 In Frankreich starb er für Deutschlands Ehr'.
 Es ist mir noch so, als sah' ich den Kleinen,
 Ein Stöckchen als Gälchen zwischen den Weinen,
 Am papiernen Out die flatternde Quast,
 Wie er erhitzt durch die Gassen gerast.
 Gar blutiger Ernst ward's Kindespiel —
 Und hoch zu Ross im Sturme er fiel.
 Der Gaben hab' ich ihm viele gestrickt,
 Zu vor ihm der Tod die Kugel geschickt.
 „Fürs Feld“ jezt strick' ich tagaus, tagein,
 Und manche Träne strick' ich hinein.
 Die Träne gilt meinem herzigen Bub,
 Dem ein fernes Grab man in Frankreich grub.
 Und jede Träne, die niederrann,
 Sei den Brüdern im Felde ein Talisman.
 Es betet für sie tagaus, tagein
 Beim Stricken ein einjames Mütterlein.
 Nur manchmal häumt es sich in mir auf,
 Meinem Halse geb' ich dann freien Lauf.
 Dich, England, hab' ich allein in der Welt,
 Du hast mir allein das Leben vergällt.
 Der Feind, der den Tod meinem Jungen gesandt,
 Verteidigte mir sein verblutetes Land.
 Du aber häufest Lüge auf Lüg',
 Und hegtest „die andern“ in blutigen Krieg.
 Die Kugel, die meinen Buben sand,
 Begossen ward sie von deiner Hand.
 Nicht sterben will ich, bevor ich erlebt,
 Daß England vor seinen Feinden erbebt
 Und daß es vernichtet zu Boden liegt,
 Von unseren Blauen und Grauen besiegt.
 Dann folge ich gern meinem blonden Bub',
 Dem ein fernes Grab man in Frankreich grub. Sebgr.

Büchertisch.

— **Moj**, Roman von Hans von Doffensthal. Verlag
 Ullstein & Co., Berlin-Wien. — In diesem Roman aus Tirol, der
 deutsch ist in jeder Gestalt und jeder Empfindung, hat Hans
 von Doffensthal ein Werk von seinem poetischen Zauber geschaffen.
 Die braune Moj ist Maria Nobis aus Maria Himmelsfahrt bei
 Bozen, die fromme Sängerin in der Dorioprofession, deren dunkle,
 volle Stimme jubelnd über die Menge hinwegtönt. Von einer
 vertrauenden und geträumten Seele erzählt Doffensthal, von einem
 großen Schmerz und bitterster Verzweiflung; doch über allem liegt
 eine süße Weichheit, die das Tragische des Vorwurfs mildert, eine
 schwärmerische Seligkeit, die mit ihren sanften Melodien gefangen-
 nimmt. Den Hintergrund gibt die Schönheit der Bergnatur, die
 feierliche Stille der Dolomitenlandschaft, ihrer wäzigen Wälder
 und blühenden Wäldchen. Ein erotisches Zwischenspiel aus ägyptischen
 Nächten unterbricht das Tiroler Jodl, mit den dunkelsten Farben
 des Morgenlandes lodend.

— **Das große Welt-Panorama** der Reisen, Abenteuer,
 Entdeckungen, Kulturkaten u. (W. Evemann, Stuttgart) bringt als
 dießjährigen Hauptkalender eine höchst lebendige Erzählung aus
 dem Großen Krieg „Von der Waas bis an die Marne“, mit zahl-
 reichen lebenswahren Photographien und packenden Original-
 zeichnungen von Künstlerhand. Der auch in seinen übrigen Bei-
 trägen reiche und statliche Band wird bei unserer Jugend zweifellos
 wieder freudigen Beifall finden.

Arithmogriph.

- 1 3 2 1 6 ein Fisch.
- 2 6 9 1 10 7 12 ein Philosoph.
- 3 11 11 3 weiblicher Vorname.
- 4 2 3 11 ein Metall.
- 5 3 7 10 9 10 biblischer Name.
- 6 7 9 ein Gebirge.
- 7 6 10 11 8 italienischer Bildhauer.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter be-
 zeichnen ein erfrischendes Getränk.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Versrätsels in voriger Nummer:
 Nach getaner Arbeit ist gut ruhen.

eigentlich in diesen sonst so aufgeregten und unruhigen Zeiten
 erwarten sollte. Vielmehr macht die ganze Gegend von Cannes
 bis zur italienischen Grenze nach den Schilderungen eines Be-
 richterstatters der „Times“ den Eindruck einer prächtigen Szenerie,
 die ungeduldig und jähmüde der Schauspieler harzt, um das
 Stück zu beginnen. Ueberall schwüle Spannung und dumpfe Er-
 wartung. Die kleinen leblosen Häfen scheinen auf die Luxusjachten
 zu warten, die sonst hier ankern; die lieblichen Villen schauen
 hinter ihren dichtgeschlossenen Fensterräden begierig nach Gästen
 aus, die in ihnen wohnen wollen. Die goldenen Früchte und
 die purpurne Klematis verleihen der Landschaft einen Schimmer
 von Licht und Farbe, der seltsam ablichtet von dem Schweigen der
 verlassenem Terrassen und Gärten. Ist denn die ganze Welt
 in den Krieg gegangen, will niemand mehr etwas wissen von
 diesem „Paradies Europas“, zu dem sonst alle Erholungs- und
 Ruhebedürftigen strömten? Das ist die eine große Frage, die
 die Riviera an den einjamen Wanderer richtet von den düster
 milden Blumenfeldern von Grasse bis zur Bai von Garavan.
 Was diese Frage für den Süden Frankreichs bedeutet, das läßt
 sich aus der einfachen Tatsache ermessen, daß die Zahl der
 Fremden, die sich im vergangenen Jahre als durchreisende Gäste
 im Fürstentum von Monaco eintrugen, fast 1 800 000 betrug.
 Die Städte an der Riviera waren jetzt so ängstlich, weil ein
 völliger Ausfall der Fremdensaison ihren Ruin bedeutet; darum
 sehen alle mit solcher Spannung nach Fremden aus, die Friseur
 und Luxushändler in ihren Läden, die Kellner in den Hotels
 und den Cafés. Auf das Drängen der Bewohner haben sich die
 Deputierten der betreffenden Departements an die Regierung
 in Bordeaux gewendet und bei den Ministerien des Innern und
 der Finanzen eine Petition eingereicht, die eine Erleichterung
 für den Reiseverkehr nach der Riviera erbittet und Maßnahmen
 fordert, durch die der Ruin der ganzen Industrie aufgehalten
 wird. Ueber das gegenwärtige Aussehen der Riviera kann man
 sich eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß der Bericht-
 erstatter auf einer zweitägigen Autotour auf der großen Auto-
 straße von Mentone nach Nizza und auf der Fahrt von Mentone
 nach dem berühmten Golfplatz von Sospel nur einem einzigen
 Auto begegnete, und das war ein Militärauto. In Nizza sind
 alle großen Hotels, mit Einschluß der Winter- und Riviera-
 Paläste von Cimiez, von der Militärbehörde für die Zwecke des
 Roten Kreuzes bei Beginn des Krieges belegt worden, und die
 ganze Stadt rüstete sich, ein Lazarettmittelpunkt zu werden. Die
 Zahl der zuerst geforderten Betten betrug 10 000, und so mußten
 die Hotelbesitzer annehmen, daß es mit ihrem gewöhnlichen Ge-
 schäft völlig aus sei. Außer den von der Militärbehörde mit Be-
 schlag belegten Hotels wurden noch drei andere von den Stadt-
 behörden dazu verwendet, um die mittellosen Flüchtlinge von
 Verbun und anderen von den Deutschen besetzten Gegenden auf-
 zunehmen. Nun aber stehen die meisten der von der Regierung
 belegten Betten frei; nur 4000 sind bisher benutzt worden, und
 die Zahl verringert sich ständig, da viel mehr Soldaten die La-
 zarette verlassen, als Verwundete hergebracht werden. Den Reiz
 der Bewohner der französischen Riviera erregt die italienische
 Riviera, wo viel mehr Tätigkeit und Verkehr herrscht. So ist
 z. B. bei Nouchers Rouges, kaum 100 Meter von der Grenze,
 ein neues Kasino eröffnet worden, das eine schwere Konkurrenz
 für Monte Carlo bedeutet, und in San Remo und Bordighera
 sind viele Fremde, hauptsächlich aus Frankreich geflüchtete Deutsche
 und Oesterreicher. Die Deutschen, die bisher einen so wichtigen
 Bestandteil der Fremdensaison bildeten, bleiben in diesem Jahre
 natürlich in Mafra, und deshalb möchte man an der französischen
 Riviera mit aller Gewalt eine englisch-amerikanische Saison groß-
 ziehen. Daher der dringliche Wunsch an die Regierung, sie möchte
 englischen und amerikanischen Villenbesitzern und ständigen Be-
 suchern die Reise auf jede Weise erleichtern und selbst die Resten
 für die Riviera übernehmen. Wie während des Burenkrieges
 sollen Erholungsheime für verwundete englische Offiziere er-
 richtet werden, und man will aus der Entente cordiale den größt-
 möglichen Vorteil ziehen.

* **Der Sig-Codex.** Wir lesen im neuesten Heft von
 Hans von Webers unterhaltendem „Zwiebelsisch“: Ein überaus
 wertvoller Codex, der sich im Besitze einer deutschen Hofbibliothek
 befunden hatte, konnte auf der Bugra leider nicht ausgestellt
 werden, weil er — in seiner Heimatsbücherei verschunden war.
 Alles hatte man durchsucht, alle Listen nachgesehen, ob er nicht
 doch verbotenerweise ausgeliehen worden war — er war weg!
 Da verreise eines Tages der Oberbibliothekar auf längerem Ur-
 laub und seinen Sig nahm der zweite Beamte ein. — Dem war
 der Sig zu hoch, und als er den seltsamen Stuhl seines Vorgesetzten
 näher untersuchte, fand er zu seinem Staunen und mit stolzer
 Entdeckt Freude — den vermissten Codex! Der Oberbibliothekar,
 von Gestalt fast ein Zwerg, hatte gefunden, daß zu seiner Bequem-
 lichkeit beim Arbeiten auf diesem Sessel gerade ausgerechnet der
 Raum gefehlt hatte, der der Breite des berühmten Codex ent-
 sprach. — Da hätte man freilich lange suchen können: unter dem
 Herrn Chef hätte ihn doch niemand gesucht!